Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 33 (1953-1954)
Heft: 9

Rubrik: Kulturelle Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 11.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

★ Kulturelle Umschau ★

Skandal um eine Weltgeschichte in Deutschland

Seit im Herbst 1952 im Universumverlag Frankfurt eine *«Synchronoptische Weltgeschichte»* von *Arno* und *Anneliese Peters* erschien, beschäftigt dieses Werk die deutsche Öffentlichkeit. Ein Skandal hat sich daran geknüpft, der wissenschaftlicher und politischer Natur zugleich ist. Zwei bisher unbekannte Autoren brachten in einem bisher unbekannten Verlag ein ganz neuartiges, großartig ausgestattetes Werk heraus, zu dem für heutige deutsche Verhältnisse niedrigen Preis von 24 DM. Die ganze Angelegenheit würde niemanden interessieren, wenn nicht von verschiedenen Seiten den Kritikern des Werkes mit erheblicher Lautstärke der Vorwurf gemacht worden wäre, sie gefährdeten die Freiheit des Geistes. Das allein rechtfertigt, die Geschichte dieses Skandals einmal kurz zu beleuchten.

Sehen wir uns zunächst einmal die Autoren an: Die beiden jungen Leute behaupten von sich, Historiker vom Fach zu sein und in der besten Tradition deutscher Wissenschaft zu stehen. Sie haben den Gedanken gefaßt, das gesamte Weltgeschehen von 6200 Jahren in übersichtlicher Form zusammenzufassen, dabei viel stärker als bisher die Bereiche des religiösen und geistigen, des wirtschaftlichen und sozialen Lebens zu berücksichtigen und eine bessere Übersicht über sachliche und zeitliche Zusammenhänge der Weltgeschichte zu geben. Dieser Plan ist sicherlich bestechend, und das so zustandegekommene Werk macht in seiner Vielfarbigkeit, trotz zahlloser Einzeleintragungen, einen übersichtlichen Eindruck.

Schon gegen die methodische Durchführung des Planes muß man jedoch erhebliche Bedenken geltend machen. Die Tabellen zerfallen in drei Teile. In ihrem unteren Teil finden in zwei Spalten die Ereignisse der politischen und sozialen Geschichte, in ihrem oberen Geistesleben, Wirtschaft und Religion Platz. Von der Willkürlichkeit der Auswahl und der Zuordnung zu den einzelnen Lebensbereichen abgesehen, möchte das noch hingehen. Nun sind aber die Tabellen senkrecht für jedes Jahr in Streifen unterteilt, die zur Eintragung der Ereignisse dienen. In der Mitte jedoch befinden sich «Lebenslinien» der «weltgeschichtlich bedeutsamen Persönlichkeiten», die, die Jahresstreifen übergreifend, jeweils von Geburt bis zum Tode reichen und der Charakteristik des Gewürdigten dienen. So ergibt sich also die unwissenschaftliche Methode, daß sich, wiederum von der fragwürdigen Auswahl ganz abgesehen, die Wertung dieser Persönlichkeiten nach der Länge ihres Lebens richtet. Wahrhaft eine objektive Methode der Würdigung! Wer das Glück hatte, 90 Jahre alt zu werden, erfreut sich also einer ausführlicheren, nämlich dreimal so langen Charakteristik als der, der das Pech hatte, nur 30 Jahre auf dieser Erde zu weilen.

Trotz dieser Bedenken, die an sich schon hätten skeptisch stimmen müssen, wurde das Werk zunächst enthusiastisch begrüßt, vermochten die Verfasser sich doch auf Mitarbeit und positive Gutachten der namhaftesten deutschen Gelehrten aller Fachrichtungen zu berufen. Der Skandal begann, als Anfang November der Herausgeber der amerikanischen «Neuen Zeitung», *Hans Wallenberg,* mit einem Artikel «Der knallrote Faden» die kommunistische Tendenz des Werkes ins volle Licht der Öffentlichkeit rückte [1]). Unabhängig von dem publizistischen Kampf,

[1]) «Die Neue Zeitung», Frankfurter Ausgabe vom 4. November 1952.

der sich an diesen Artikel anschloß, haben drei jüngere Historiker, der in Berlin lehrende Schweizer *Walther Hofer, Heinrich Heffter* (Hamburg) und *Hellmuth Kaempff* (Stuttgart), Gutachten über das Werk abgegeben, die dessen kommunistische Grundtendenz eindeutig nachweisen, trotz der Erklärung der Autoren im Vorwort, nur «die Tatsachen sprechen zu lassen» und sich jeder Wertung enthalten zu wollen [2]).

Einige Beispiele dafür: Im Jahre 2200 v. Chr. findet in Ägypten die «erste große soziale Revolution» statt ... «Die Empörung gegen die Besitzenden führt zu gewaltsamer Erhebung des Volkes. König, Adel und Beamte werden abgesetzt, Vorrechte und Standesunterschiede beseitigt.» Catilina erscheint als «Proletarier»-Führer, der «kämpfend mit seinen Genossen» fiel. Der Germanenführer Civilis wird zu einem «germanischen Freiheitskämpfer» gestempelt. Oder: Platon sieht «im Privatbesitz und in den Klassengegensätzen ... die Ursache für die Fehler des Einzelnen wie der Gemeinschaft. Fordert volle Gleichberechtigung aller Menschen ... und Abschaffung des Privatbesitzes». Jesus ist ein «Religionsstifter aus Palästina. Verkündet ... Abkehr von Besitz und Kirchenfrömmigkeit». Judas erscheint als «jüdischer Freiheitskämpfer», der «vergeblich» versuchte, «Jesus zu revolutionärer Tat zu veranlassen». Paulus «entkleidete die Lehre Jesu ihres sozialrevolutionären Charakters». Kaiser Konstantin «trug entscheidend zur Umwandlung des Christentums in eine macht- und besitzerhaltende Staatsreligion bei». Von Luther wird gesagt: «Sein Kampf gegen die aufständischen Bauern trug zum Scheitern der ersten deutschen Revolution bei». Melanchthon «sucht die kommunistischen Grundlagen des Christentums ganz auszuschalten». Oder: Goethe fand «in der Ehe, die er als Minister mit der Blumenarbeiterin Christiane Vulpius einging ... die bleibenden menschlichen Bindungen». So ist es kein Wunder, daß Stalin «als anerkannter Führer des Weltkommunismus den Lehren von Marx — Engels — Lenin ihre für die Gegenwart gültige Ausprägung gab». Auffällig ist die ausgesprochen antikatholische Tendenz, wie etwa die Betonung der «Pornokratie» der Päpste des IX. Jahrhunderts oder der Renaissance. Auffällig ist auch die moralische Entrüstung, etwa bei der Charakteristik Heinrichs VIII. von England, während die despotischen Eigenschaften weder bei Iwan IV. noch bei Peter d. Gr., weder bei Lenin noch bei Stalin erwähnt werden. So wird der Leser mit unendlich vielen Sozialrevolutionären und Freiheitskämpfern der entferntesten Völker, deren Namen nicht einmal der Historiker kennt, mit sozialen Revolutionen, von denen kein Fachmann jemals etwas gehört hat, beglückt. Es fehlen aber wichtigste Daten und Fakten der europäischen und amerikanischen Geschichte, ebenso wie wirklich weltgeschichtlich bedeutsame Persönlichkeiten — aus Platzmangel, wie die Autoren es begründen.

Auf diese Tendenz aufmerksam gemacht, gab Herr Peters zu, Sozialist zu sein und von einer sozialistischen Grundhaltung auszugehen. Gefragt, von welcher sozialistischen Haltung er denn ausgehe, meinte er, für ihn gäbe es «nur einen Sozialismus». Für einen «Historiker» fürwahr mehr als merkwürdig!

Wie konnten aber unter solchen Umständen namhafte deutsche Gelehrte positive Gutachten abgeben? Aus verschiedenen Gründen. Die meisten, weil sie getäuscht und ihre Namen mißbraucht wurden, einige vielleicht auch ganz einfach leichtsinnig. Man hatte ihnen seinerzeit zwar den Plan des Werkes, aber ohne detaillierte Eintragungen, vorgelegt und sie um ihre Meinung gefragt. Zustimmende Äußerungen zur Methode hatte man dann völlig unberechtigterweise als wissenschaftliche Gutachten über den Inhalt ausgegeben. Als das Werk nun erschienen war und die Betrogenen merkten, daß man mit ihrem Namen Mißbrauch trieb, rückten die meisten von den Peters ab und legten gegen ein solches Vorgehen Verwahrung ein. Nur einige der «Gutachter» hielten es für nötig, ihr Votum

[2]) «Die Neue Zeitung», Frankfurter Ausgabe vom 29. November 1952.

zugunsten des Petersschen Werkes aufrechtzuerhalten, auch als dessen Charakter als Trojanisches Pferd des Kommunismus längst vor aller Augen stand. Als die ersten ablehnenden Stellungnahmen bekannt geworden waren, stellte sich der alte Herausgeber der Propyläen-Weltgeschichte, *Walter Goetz,* am 13. 11. in einem Gegengutachten erneut vor das Werk, in dem er zwar gewisse Schwächen zugab, den Verfassern aber ihre persönliche Integrität bescheinigte. Zu diesem Gutachten bekannten sich ausdrücklich der Münchener Althistoriker Prof. Dr. Graf *Alexander Schenk von Stauffenberg* und *Gerhard Ritter,* damals Vorsitzender des Verbandes der Historiker Deutschlands. Letzterer fand es sogar notwendig, Kollegen, die glaubten, aus wissenschaftlicher Gewissenhaftigkeit heraus Kritik üben zu müssen, zu verdächtigen, indem er ihre Kritik als «Ausdruck einer politischen Nervosität, die die Kommunistengefahr übertreibt» hinstellte; eine im Zeitalter McCarthys gehässige Unterstellung.

Von dieser Basis aus wurde nun der Gegenangriff geführt. Zwei so angesehene Zeitschriften wie die *«Gegenwart»* und die *«Frankfurter Hefte»* glaubten durch diese Kritik an einer kommunistischen, von deutschen Schulverwaltungen für Unterrichtszwecke angekauften Weltgeschichte die Geistesfreiheit bedroht sehen zu müssen [3]). Aber es sollte noch besser kommen. Auf Hofers und anderer Historiker Stellungnahme hin veröffentlichte Stauffenberg wiederum im Universum-Verlag eine «Dokumentation». Sie ist nun allerdings ungefähr das Schlimmste, was sich ein deutscher Professor bisher geleistet hat. Statt sich mit wissenschaftlicher Kritik durch wissenschaftliche Gegenkritik auseinanderzusetzen, beschimpft und verdächtigt er die Kritiker. Während er diesen unlautere Motive in der Art einer «Pulververschwörung», Fälschungen und tendenziöse Auswahl der Belegstellen vorwirft, kann man sich des Verdachts nicht erwehren, daß er in eigener Sache ficht. Jedenfalls ist es eine wenig überzeugende Handlungsweise, als «Kurator» des Verlags das angegriffene Verlagswerk unter dem Deckmantel scheinwissenschaftlicher Objektivität zu verteidigen!

Wie berechtigt die Kritik der genannten Historiker war, geht daraus hervor, daß sogar Goetz sich in einem Schreiben an den Hamburger Kultursenator veranlaßt sah, wenigstens den Teil des Werkes, der die Zeit nach 1900 behandelt, fallen zu lassen, da er «eben doch etwas zu starke Unrichtigkeiten zugunsten des russischen Bolschewismus» enthalte. Ja, die Peters selbst erklärten sich bereit, diesen Teil des Werkes abzuändern oder einzustampfen. Dieses Eingeständnis hinderte aber weder die Verfasser noch den Kurator des Verlages daran, nach wie vor mit den «Gutachten» der Autoritäten hausieren zu gehen, obwohl das Mißbrauch und grobe Fälschung bedeutete. Stauffenberg veröffentlichte z. B. einen Brief Meineckes, um darzutun, daß dieser nach wie vor hinter dem Werk stünde, fälschte ihn aber durch Weglassung des Schlußsatzes: «Ich verbiete Herrn Dr. Peters, das Gutachten fernerhin öffentlich zu benutzen.» Er unterschlug aber auch ein Schreiben Meineckes, in dem es heißt: «Mein Gutachten zugunsten Ihres Werkes bezog sich, wie Sie selbst sagen, ‚lediglich auf die Methode' und nicht auf den Inhalt ... Dringend bitte ich, nicht weiter in die Debatte gezogen zu werden.»

Besonders kraß ist der Fall eines aus der Sowjetzone nach Westberlin geflohenen jungen Dozenten. Er hatte einige Teile des Textes zur Beurteilung bekommen, hatte gegen die kommunistische Tendenz zahlreicher Formulierungen sofort Einspruch erhoben, aber in keinem Falle wurde seinen Einwendungen stattgegeben. Als er in einem Brief an die Autoren seine Übersiedlung nach Westberlin mit den die Freiheit der Forschung und der Lehre knebelnden Maßnahmen der Sowjetzonenregierung begründete, brachen die Peters jede Beziehung zu ihm ab.

Wenn man den gesamten Gang der Ereignisse überblickt, so sind nicht die

---

[3]) «Die Gegenwart», Jahrgang 1953, Nr. 3; «Frankfurter Hefte», Jahrgang 1953, Nr. 2.

Kritiker, sondern Autoren, Verlag und Kurator bloßgestellt, sowie diejenigen sozialdemokratischen Unterrichtsverwaltungen und amerikanischen Dienststellen, die 1950 durch Vorausbestellungen die Veröffentlichung ermöglichten, ohne den Inhalt des Werkes richtig zu kennen.

Wissenschaftlich ist die «Synchronoptische Weltgeschichte» erledigt, zumal seitdem «aus Gründen der wissenschaftlichen Sauberkeit» sämtliche Historiker und Soziologen der Westberliner Hochschulen sich mit den Kritikern solidarisch erklärt und die Historiker der Universität Mainz sich dieser Erklärung angeschlossen haben.

Richard Dietrich

St. Galler Theaterbericht

Der diesjährige Beitrag unseres Theaters zur Schweizerwoche bestand in der Uraufführung zweier Bühnenwerke von jüngeren St. Galler Autoren in deren Anwesenheit. *Eduard Stäubles* Schauspiel *«Das Gericht»* deckt sich inhaltlich beinahe vollständig mit der 1949 im Pflugverlag, Thal-St. Gallen, erschienenen Novelle und stellt den Gegensatz «Gesetz und Liebe» in folgender Handlung dar. Der erst 19-jährige König Karl von Spanien, Neapel und Österreich erfährt, daß Don Alvar seinen Vater, den Grafen Ruiz de Turillas, auf offener Straße geschlagen hat, als dieser im Verlauf eines Bruderstreites, einseitig eingreifend, ihn mit dem Stock zwingen wollte, den Degen einzustecken. In diesem Vorgang erblickt der König ein Vergehen gegen ein altgeheiligtes Gesetz; Spaniens Gesetze aber «sind Gottes Gesetze, und wer seinen Vater schlägt, schlägt Gott». Vergebens bleiben die Einwände des greisen Kanzlers, man dürfe nicht die starren Regeln eines einfachen Glaubens an das Leben herantragen. Der Herrscher fordert die Hinrichtung des Verbrechers, und der durch seine unbestechliche Gerechtigkeit bekannte Konnetable von Kastilien, Don Inigo de Velasco, soll bestätigender Richter sein. Im Verlauf des Verhörs von Don Alvar stellt sich heraus, daß zwischen Vater und älterem Sohn keinerlei Liebe herrscht, vielmehr der jüngere in jeder Beziehung eine Bevorzugung erfährt. Der Vater, von seiner Gattin als Fürbitter geschickt, nimmt von Anfang an eine drohende, fast höhnisch triumphierende Haltung ein, und auf die Vorhaltungen des Richters folgt die zornige Enthüllung, Alvar habe nur «den Gatten seiner Mutter geschlagen». Vor 27 Jahren hatte der Richter die jetzige Gräfin de Turillas als Mutter zurückgelassen, und der Graf hatte die Trostlose geheiratet, um ihre Schande zu decken, und den Sohn als den seinigen anerkannt. Diese Tatsachen scheinen den Fall des Angeklagten weniger hoffnungslos zu gestalten, doch fühlt sich der Richter zum Schweigen verpflichtet, um die Ehre der Gräfin nicht zu schänden. Vergeblich sucht er beim König Gnade für Recht zu erwirken. Dem Wunsch, das Richteramt niederzulegen, setzt der Herrscher sein starres Nein entgegen. In einer Audienz, die der Gräfin vom König gewährt wird, werden die Enthüllungen bestätigt und erweitert durch die wichtige Mitteilung, daß der Richter damals vor dem Vollzug der Ehe zurückschreckte in der Meinung, daß eine solche infolge der vorzeitigen körperlichen Vereinigung niemals gottgesegnet sein könne. Das Urteil des Richters, welches den Schuldigen nur des Adels verlustig und auf Lebenszeit aus Kastilien verbannt erklärt, müßte vom König eigentlich zurückgewiesen werden, der es aber «aus guten Gründen» bestehen läßt, allerdings noch einiges hinzuzufügen hat. Der jüngere Sohn, Carlos, wird einziger

Erbe des Grafen; Velasco verliert sein Richteramt und muß Alvar als Sohn annehmen. Dieser soll als Hauptmann im Heer des Königs dienen und ihn mit dem Vater nach Deutschland begleiten. Denn jetzt erst gibt Karl seine Wahl zum Deutschen Kaiser Karl V. bekannt. «Königliche Gerechtigkeit ist zu wenig», schließt er in der Novelle, «am Anfang meines kaiserlichen Herrschens soll mehr als Gerechtigkeit stehen. Denn ich weiß nun, daß Gerechtigkeit allein dem Menschen und der Fülle des Lebens nicht gerecht zu werden vermag, es sei denn, sie eine sich mit der Liebe. Gott hat es wunderbar gefügt, daß mein erstes Kaiserwort gesegnet und daß mein Kaisertum von Anbeginn an kein gnadenloses sei.»

Der Dichter berichtet, es handle sich genau genommen nicht um eine Dramatisierung seiner Novelle, welche vielmehr ihrerseits aus einem früheren Schauspiel hervorgegangen sei. Die Notwendigkeit der jetzigen Bühnenfassung, neben der die Erzählung als eine «Übung in der Kunst der Novellistik» hingestellt wird, liege in einem unwiderstehlichen Drang, die dramatischen Kräfte «sich auf der Bühne entladen zu lassen, in realen Begegnungen von Mensch zu Mensch». Wir sind trotzdem der Meinung, daß jene Übung besser ausgefallen sei. Mit der Bezeichnung «schulgerechte Talentprobe», die der Verfasser selbst einmal für sein Schauspiel braucht, freilich in der unverkennbaren Hoffnung auf eine höhere Bewertung, dürfte er selbst das Richtige getroffen haben. Sympathisch berührt es, daß Stäuble nicht um jeden Preis ein Originalgenie sein, sich zunächst einmal an die überlieferten Formen halten will. Zweifellos ist die Idee des einaktigen Werkes packend, doch geht dem Dichter der dramatische Atem unseres Erachtens öfters aus. Dies ist besonders an den Stellen der Fall, wo Handlung und Gespräch allzulange stocken, wo wir uns förmlich ins Wagnersche Musikdrama versetzt fühlten. Während hier aber das Orchester die inneren Vorgänge schildert, müßten bei Stäuble die Schauspieler eine geradezu ungeheuerliche Kunst der Mimik und Gestik zur Verfügung haben, um nicht in eine hilflose Situation zu geraten. Selbst die vielgescholtenen Monologe wären uns erträglicher vorgekommen. In der Novelle ist die Lage natürlich eine ganz andere, da ja die Wortschilderung keine derartigen «Pausen» aufkommen läßt. Ungeschickt ist bestimmt auch die überlange Erzählung der Gräfin, die nur wenig Neues zu den schon bekannten Tatsachen hinzufügt. Die Sprache des Werkes ist dagegen rühmenswert knapp, klar, ohne Verstiegenheit.

Hans Rudolf Hiltys «Der kleine Totentanz», ein Spiel in 7 Bildern, ist im Eirene-Verlag, St. Gallen, erschienen. Im ersten klagt der Jüngling über seine «Heimatlosigkeit im Dasein, während dem Magnolienbaum, dem Schmetterling, Schwan und Füllen der Tag heimatlich, das Leben in sich selber lebenswert sei». Wie recht hatte der Freund, der im Tode gelächelt hat, wie unrecht hatten jene alten Künstler, die in ihren Totentänzen den «Knochenklappermann» als Unhold dargestellt haben, dem die Lebenstoren nicht folgen wollen! Da tritt im Traum der als Befreier ersehnte Tod lautlos ein und stellt die Bedingung: Kannst Du einen Menschen, der mir heute verfallen wäre, bewegen, sein Erdenleben an Deiner Statt fortzusetzen, so magst Du mir folgen. In einer Reihe von Begegnungen sucht nun der Jüngling diese Bedingung zu erfüllen. Dem Baumeister ist in einer gigantischen Brücke sein Meisterwerk gelungen. Für ihn würde ein Weiterleben Verzicht bedeuten; denn glücklich, «wer säen, zeugen, bauen darf, das Zertreten, Töten, Zerstören nicht mehr schauen muß». Die Schauspielerin (Irmentraud Fannenböck spielte diese dichterisch wohl reinste Szene mit überragender Kunst), der «Spiel zum Leben wird, Leben nur Spiel», hofft, im Tode erst das wirkliche Leben zu finden, wenn alle Masken abgeworfen sind und sie zum ersten Male sie selbst sein wird. Darum vermag auch der Ruhm sie nicht zum Verzicht auf den Tod zu bewegen. Der Soldat im Unterstand zieht es vor, mit reinen Händen selbst dem ersten Schuß zum Opfer zu fallen, statt daß dieser den lebensmüden Jüngling treffen würde. Sterben ist ein kleines Opfer für ihn, wenn er nicht zu morden braucht. Der nach des Jünglings Meinung optimistische Dichter, der vom Glauben

an eine kommende goldene Zeit erfüllt sei, braucht wohl Glaube und Hoffnung als Stab, aber sie fallen ihm oft so schwer, daß er beim Nahen des Todes empfinden muß, es sei nun genug. Nur die junge Krankenschwester des 6. Bildes (Miriam Spörri), die für ihren Beruf, für das Häßliche von Tod und Krankheit nicht geschaffen ist, sondern «jung, froh und schön sein möchte», das «Herz verschwendend» leben will, nimmt die Todesankündigung so entgegen, wie der Jüngling gehofft hat. Aber vor ihrem offenen Blick und dem demütigen Dank für das Geschenk des Lebens vollzieht sich die Wandlung des Toren durch das Erwachen der Liebe. Aus der neuen Qual, die daraus entsteht, daß der «seelenlose Dunkelmann» nur eines der Liebenden holen darf, wird der Jüngling durch das Erwachen erlöst. Im Schlußbild wiederholt sich die erste Szene gleichsam mit umgekehrten Vorzeichen. Einig mit Magnolienbaum, Schmetterling, Füllen und Schwan, weiß jetzt der Bekehrte: «Wer liebt und sein Herz verschwendet, der findet allerorten im Geröll des Daseins Blumen, und jeder Augenblick wird ihm sinnverklärt.»

Hilty sagt ausdrücklich, er habe kein eigentlich dramatisches Stück schaffen wollen, sondern setze jene Reihe fort, die vom «Ackermann und dem Tod» zu Hofmannsthals «Der Tor und der Tod» führe. Das Theater sei auch eine Stätte, wo das dichterische Wort als solches zu gesteigerter Wirkung kommen könne. Sein «umgekehrter Totentanz» wird zwar von der Kritik teilweise als naturwidrig abgelehnt, die Auflehnung gegen das Leben als Widerspruch zur modernen Welt getadelt, die im Stück doch vorausgesetzt werde. Wir meinen, es stehe dem Dichter unzweifelhaft frei, auch ein solches «Thema» darzustellen, vielleicht aus eigener früherer Stimmung heraus, vorausgesetzt, daß die künstlerische Durchführung einwandfrei gelingt. Ob dies etwa bei der Wandlung des Jünglings der Fall ist, darf allerdings bezweifelt werden. Persönlich stößt uns an dem ersten «dramatischen» Versuch des Dichters stärker das Rein-Sprachliche. Auf der einen Seite finden sich Bildungen wie Inbild, selig-heiter, Kellers allnirgends und Goethes Blütendampf, auf der andern so Unschönes wie Dunkelmann für den Tod, Weltschmerzjünger und gar die üble Verhochdeutschung Torenbube oder Wendungen der Umgangssprache wie «Du könntest Dich noch trügen».

Zur Umrahmung und Verbindung der Bilder hat Gerhard Schmälzle ein atonal gehaltenes Streichquartett geschrieben, das durch seine Unaufdringlichkeit angenehm auffiel und das Publikum zum ersten Male auf den Komponisten aufmerksam machte.

Heinrich Gubler